

Annis Bell
Die Tote von Rosewood Hall

amazon publishing

Das Buch

Wiltshire 1860: Lord Henry Pembroke hat sich alle Mühe mit der Ausrichtung eines Balls für seine geliebte Nichte Lady Jane in Rosewood Hall gegeben. Auf der Gästeliste stehen die begehrtesten Junggesellen der Londoner Gesellschaft, denn der kranke Lord möchte die Zukunft seiner Nichte, die ihm mehr eine Tochter ist, gesichert wissen. Doch der Abend nimmt einen gänzlich anderen Verlauf als geplant ...

Ein verletztes Mädchen stolpert in der winterlichen Ballnacht durch den Park von Rosewood Hall und wird von Lady Jane entdeckt. Jane, eine unkonventionelle und allzu selbstbewusste, junge Frau, bringt die Namenlose im Wintergarten unter. Mit ihrem letzten Atemzug bittet die Sterbende Jane darum, ihre Freundin, Mary, zu finden und vor einem schrecklichen Schicksal zu bewahren. Das Schicksal der gequälten Kreatur geht Jane nahe und sie verspricht, zu helfen. Unerwartete Unterstützung findet Jane durch Captain Wescott, einen verschwiegenen, eher düster wirkenden aber auch attraktiven Mann.

Die Autorin

Annis Bell ist Schriftstellerin und Geisteswissenschaftlerin. Seit ihrer Jugend ist sie vom Schreib- und Reisefieber gepackt. Nach Jahren in den USA und England, lebt und arbeitet Bell heute als freie Autorin in Deutschland und England. Besonders das viktorianische England hat es der Autorin angetan.

ANNIS
BELL

Die Tote von
Rosewood Hall

ROMAN

 publishing

Deutsche Erstveröffentlichung bei
Amazon Publishing, Amazon E.U. Sàrl
5 Rue Plaetis, L-2338, Luxembourg
December 2014
Copyright © 2014
By Annis Bell
Vertreten durch: Dr. Harry Olechnowitz
Autoren- & Verlagsagentur

All rights reserved.

Umschlaggestaltung: bürosüd⁰ München, www.buerosued.de
Satz: Satzbüro Peters
Printed in Germany
by Amazon Distribution GmbH
Amazonstraße 1
04347 Leipzig, Germany

ISBN: 978-1-477-82118-3

www.apub.com

*»Where sunless rivers weep
Their waves into the deep,
She sleeps a charmed sleep:
Awake her not...
Sleep that no pain shall wake;
Night that no morn shall break
Till joy shall overtake
Her perfect peace.«*

Christina Rossetti (1830–1894)

1

ROSEWOOD HALL, FEBRUAR 1860

Gläserklirren, Gelächter und Gesprächsfetzen mischten sich mit den Klängen der Musik und dem Rascheln seidener Ballroben, die im Walzertakt über das Parkett glitten. Im Schein von unzähligen Kerzen der Kronleuchter im Festsaal blitzte und funkelte der prächtige Schmuck der Damen bei jeder Bewegung. Das erlesene Buffet beeindruckte verwöhnteste Gaumen, und Lord Pembroke hatte sogar den guten Champagner auftischen lassen.

Jane seufzte, denn sie wusste, dass ihr Onkel sich nur ihretwegen in diese immensen Ausgaben gestürzt hatte. Unglücklich lehnte sie an einer Säule und ließ den Blick über das ausgelassene Treiben gleiten. Nach dem viel zu frühen Tod ihrer Eltern, die in Indien einer Choleraepidemie zum Opfer gefallen waren, hatte Onkel Henry sie bei sich aufgenommen. Auch wenn sie seine leibliche Tochter gewesen wäre, hätte er sie nicht mehr lieben können. Sorgenvoll suchte sie nach ihm, denn ihr Onkel war krank, schwer krank, obwohl er versuchte, es vor ihr zu verbergen. Mit über sechzig Jahren war er noch immer ein eindrucksvoller Mann, schlank und mit einer silbernen Mähne, die sie auf der anderen Seite des Saales inmitten einer Gruppe älterer Herren entdeckte. Erleichtert, dass er sich noch nicht zurückgezogen hatte, betrachtete sie die Gäste.

Die jungen heiratswilligen Frauen hatten sich nach allen Regeln der Kunst herausgeputzt, und einige unter ihnen waren

so schön, dass sie den Männern zweifelsohne den Kopf verdrehen würden. Vielleicht ging heute ein Goldfisch ins Netz. Denn darum drehte es sich bei diesem Fest. Ihr Onkel wollte, dass sie endlich einen geeigneten Heiratskandidaten fand. Jane biss sich auf die Lippen und schlug nervös den Fächer in ihre Hand. Aber wen? Welcher Mann würde ihr die Freiheit lassen, die sie so sehr liebte? Sie war keines dieser niedlichen Geschöpfe mit hübschem Gesicht und leerem Köpfchen. Äußerlich konnte sie zumindest mithalten. Ihre glänzenden rotbraunen Haare entsprachen der Mode, und ihre Figur war durch tägliches Ausreiten, Laufen und Schwimmen bestens in Form. Vielleicht waren ihre Rundungen nicht weiblich genug, ihr Kinn zu energisch und die grünen Augen blickten oft zu kritisch. Doch wenn sie sich Mühe gab, konnte sie verführerisch die langen Wimpern aufschlagen und die vollen Lippen zu einem reizenden Lächeln verziehen.

Erneut schlug sie den Fächer in ihre Hand. Allerdings hatte sie keine Lust, sich mit eiteln Gecken abzumühen, die nur auf ihre Mitgift aus waren und in ihr ein notwendiges Übel sahen. Mit knapp fünfundzwanzig Jahren war sie noch kein spätes Mädchen, doch die Gefahrenzone rückte näher.

»Meine Güte, Jane, wenn du weiter so die Stirn runzelst, bleibt die Falte für immer, und dann finden wir nie einen Mann für dich!« Lady Alison war ihre beste Freundin und seit einem Jahr die neue Baronin Latimer.

»Ach, Ally ... Glaubst du etwa, ich will einen von denen dort? Eher gehe ich ins Wasser!«, schnaubte Jane und tippte ihrer Freundin mit dem Fächer gegen die prächtige Robe aus pinkfarbener Seide.

Alison war zart und blond, und ihre großen blauen Augen verliehen ihr einen Ausdruck von Verletzlichkeit, was sie umso anziehender machte. Allerdings täuschte dieser Eindruck. Jane kannte das mitfühlende Kämpferherz ihrer Freundin, auf das sie sich blind verlassen konnte. Seit ihrer Heirat sahen sie sich nur noch selten und Jane vermisste die Gesellschaft der quirligen

Alison, die sich nun um ihren Mann, den Haushalt und ihre drei Monate alten Zwillinge kümmern musste.

»Warte, einen finden wir für dich. Da steht Lord Hargrave, reich, attraktiv, wenn man graue Schläfen mag. Er hat ein prächtiges Londoner Stadthaus, Park Lane. Das habe ich mit eigenen Augen gesehen.«

Jane folgte Alisons diskretem Blick und entdeckte einen hünenhaften Mann, dem etwas Militärisches anhaftete, auch wenn er in einem eleganten schwarzen Anzug zwischen den Gästen stand. Auf den zweiten Blick verringerte sich die oberflächliche Attraktivität, denn Hargraves Mund war zu groß und von tiefen Linien umgeben, die von Hemmungslosigkeit und Jähzorn zeugten. Die Augen waren durchdringend und intelligent. Er schien zu bemerken, dass die Frauen ihn beobachteten, und als er Janes Blick auffing, senkte sie sofort die Lider.

»Nein, Alison, den mag ich nicht. War er beim Militär?«

Alison hob kokett eine Schulter und ließ ihren Blick weiter umherschweifen. »Er soll bei einigen Kriegen in Indien und auf der Krim dabei gewesen sein und sein Vermögen noch verdoppelt haben. Tja, selber schuld, aber heute ist der Teich voller Fische. Aah!«

Zufrieden stieß Alison ihre Freundin an. »Da! Das ist er! Er ist vor zehn Minuten eingetroffen, und ich habe Lady Dorchester nach ihm gefragt. Er kommt aus einem der besten Häuser Englands.« Alison lenkte Janes Blick an der Säulenreihe vorbei zu einer Champagnerpyramide.

Zuerst fiel Jane die Ausgehuniform eines Offiziers ins Auge. Er war groß und breitschultrig und stand etwas angespannt neben einer Gruppe junger Damen, die ihm hinter ihren Fächern kichernd verstohlene Blicke zuwarfen. Die Bewunderung des weiblichen Geschlechts schien ihn jedoch völlig kaltzulassen. Schwarzes Haar fiel ihm beinahe bis auf die Schultern und umspielte ausgeprägte Wangenknochen und eine Narbe, die von seiner rechten Schläfe zum Kinn verlief. Seine Miene war

undurchdringlich, die dunklen Augen schienen den Raum zu sichern und kamen erst zur Ruhe, als sie Janes Gesicht erfassten.

Für einen kurzen Augenblick hielt sie diesem forschenden und gleichzeitig unergründlichen Blick stand, dann hob sie leicht das Kinn und wandte sich ihrer Freundin zu. »Wer ist das, sagtest du?«

Alison grinste zufrieden. »Wusst ich's doch! Sein Name ist Captain David Wescott. Er ist der zweite Sohn des Duke of St. Amand.«

»Der Amand?« Jane lenkte erneut den Blick in Richtung des Offiziers, der gerade von Lord Albany angesprochen wurde. St. Amand gehörte zu den engsten Beratern von Königin Victoria und war für seine geheimen diplomatischen Missionen berühmt.

»Genau der! Lady Dorchester erzählte mir auch, dass Wescott und sein Vater zerstritten sind. Sie sprechen seit Jahren kein Wort mehr miteinander. Dabei ist er gerade erst aus dem Krieg zurück, der arme Mann«, sagte Alison mitfühlend.

»Daher die Narbe im Gesicht?«

Alison nickte. Ihre blonden Haare waren perfekt um ihr ebenmäßiges Gesicht frisiert und wurden im Nacken von perlenbesetzten Kämmen gehalten. »Das dürfte nicht seine einzige Narbe sein.« Sie räusperte sich verschämt. »Er hat in Indien gedient und war dann im Krimkrieg dabei, in der furchtbaren Schlacht von Balaklawa. Es heißt, sie haben ihn mehr tot als lebendig zurückgebracht.«

»Das sieht man ihm aber nicht mehr an.« Doch die inneren Wunden mochten sich hinter seinen dunklen Augen verbergen, überlegte Jane und betrachtete Captain Wescott mit neu erwachtem Interesse.

»Außerdem hat er einen etwas zweifelhaften Ruf was Frauen betrifft.« Alison legte ihren Kopf schief. »Oh, sieh nur, da kommt dein werter Cousin. Er will bestimmt mit dir tanzen.«

Jane verdrehte die Augen und zog Alison mit sich. »Es reicht mir, dass ich ihn jetzt täglich sehen muss. Ihn und seine unverschämte Frau! Komm schon, lass uns verschwinden.«

»Jane, das können wir nicht machen!«, protestierte Alison und folgte zögernd ihrer Freundin, die sich hinter einer Säule aus dem Saal schlich. »Ich hatte Thomas den nächsten Tanz versprochen!«

»Ach, Ally, nur ein paar Minuten. Ich brauche frische Luft!« Jane kannte jeden Winkel des weitläufigen Herrenhauses und hätte sich auch blind darin zurechtgefunden. Zielstrebig lief sie von der Eingangshalle in einen kleinen Salon und von dort in den Wintergarten.

Nur gedämpft drangen die Geräusche des Festes noch zu ihnen und schienen von den riesigen Palmgewächsen, die bis unter die hohe Glaskuppel reichten, verschluckt zu werden. Es duftete nach Rosen, Hibiskus und Limonen, und Jane atmete tief durch. »Ist es nicht wundervoll hier? Ich liebe diesen Ort!«

Alison schnappte nach Luft. »Ach herrje, ich bin außer Atem.« Sie strich über ihre eng geschnürte Taille. »Dieses Kleid hat mir einmal gepasst, aber seit der Geburt scheint meine Garderobe geschrumpft.«

Jane hörte herankommende Schritte und zog ihre Freundin weiter mit sich. Kostbare Seide raschelte zwischen Pflanzenkübeln und wurde an einem Wasserspiel vorbeigeschoben, bis sie vor den Türen standen, die nach draußen führten. Jane stieß eine der Sprossentüren auf und trat in die kalte Nachtluft hinaus. Im silbernen Mondlicht warfen Büsche und gestutzte Hecken bizarre Schatten auf die Rasenflächen, und die immergrünen Kugeln und Kegel schienen um die kleine Statuette im Parterregarten zu tanzen. Aus den Fenstern des Ballsaales zu ihrer Rechten fiel warmes Licht auf die Terrasse, auf deren Marmorfliesen noch etwas Schnee lag.

Alison verharnte in der Tür. »Komm zurück, du holst dir noch den Tod da draußen!«

»Ein wenig Abkühlung tut mir gut.« Jane wurde von einer tiefen Traurigkeit erfasst, wie so oft in den letzten Wochen.

»Mir nicht. Ich bin nicht so abgehärtet wie du! Was ist nur los mit dir? Jane!«

Es war so ungerecht! Warum durften Frauen keinen eigenen Besitz haben? »Ich wünschte, ich wäre ein Mann, dann hätte Matthew keine Macht über mich!«, sprach sie ihre Gedanken laut aus.

»Aber Jane, noch lebt dein Onkel. Er würde nie zulassen, dass dir ein Unrecht geschieht«, versuchte Alison, sie zu beruhigen.

Jane schüttelte verzweifelt den Kopf. »Onkel Henry ist viel kränker, als er zugibt. Ich habe große Angst um ihn. Und Matthew weiß das. Was glaubst du, warum er und seine hinterhältige Frau hier eingezogen sind? Oh, sie sagen natürlich, dass sie helfen wollen. Matthew will Henry angeblich bei der Verwaltung der Güter unterstützen. Ha! Dass ich nicht lache! Er will sich einen Überblick über seinen zukünftigen Besitz verschaffen. Und dazu gehöre ich. Es ist zum Verzweifeln! Nach Henrys Tod wird er mein Vormund!«

Fröstelnd streckte Alison eine Hand nach ihrer Freundin aus. »Komm bitte wieder herein. Den Titel deines Vaters kann dir niemand nehmen. Gibt es nicht ein Haus in Cornwall, das dir bei deiner Heirat zusteht?«

Jane schaute in die Dunkelheit, in der sie den Park wusste, den sie so liebte. »Ich war noch nie dort. In meinem Schlafzimmer hängt ein kleines Gemälde von Mulberry Park, so heißt das Haus. Henry hat einen Verwalter eingesetzt, aber ich habe keine Vorstellung davon, was es abwirft. Nun ...« Jane zwang sich zu einem Lächeln. »Arm bin ich nicht, aber auch nicht frei. Und ich werde niemals frei sein. Niemals.«

»Sag das nicht, Jane. Das klingt ja so, als ob wir alle eingesperrt wären«, widersprach Alison.

»Sind wir das nicht? Auf die eine oder andere Weise leben wir alle in unseren eigenen Gefängnissen. Irgendwann, Alison, irgendwann, dessen bin ich mir sicher, dürfen auch wir Frauen eigene Entscheidungen treffen. Warum sonst hätte der liebe Gott uns Frauen einen wachen Geist geschenkt?«

»Ach, Jane, jetzt ist es aber genug. Ich mag nicht, wenn du so sprichst. Das macht mich traurig, weißt du. Alles hat seinen

Grund. Und so schlecht ist es ja nun auch nicht.« Betrübt zupfte Alison an einem Samtbeutel, der an ihrem Handgelenk baumelte.

»Schon gut. Ich bin schon still«, sagte Jane, doch in ihrem Inneren herrschte Aufruhr, ein schmerzhaftes Aufbegehren, das sie wohl nicht länger unterdrücken könnte, sollte ihr Onkel sie verlassen. Von Matthew würde sie sich nichts diktieren lassen, und das würde sie unweigerlich in Schwierigkeiten bringen.

»Alison? Wo steckst du?«, rief eine männliche Stimme aus dem Haus.

Beinahe hysterisch erleichtert antwortete Alison ihrem Mann: »Im Wintergarten, Thomas. Ich komme schon!« Sie sah Jane, die noch immer in der Kälte vor der Tür stand, fragend an.

»Geh nur, Ally, ich möchte noch eine Minute allein sein.«

»Mach dir nicht immer so viele Gedanken, Jane. Wir können es ja doch nicht ändern.« Damit wandte sich Alison um und eilte ihrem wartenden Gatten entgegen.

Jane biss sich auf die Lippen, schluckte ihre Tränen hinunter und murmelte: »Ich werde mich nicht aufgeben, niemals. Eher sterbe ich.«

Doch plötzlich wurde sie auf ein seltsames Geräusch in der Dunkelheit aufmerksam. Es klang wie ein leises Wimmern. Eine Katze oder ein verletztes Tier? Jane hob die Röcke und machte einen Schritt nach vorn. Der dünne Stoff ihrer Schuhe weichte sofort durch, doch als erneut ein klägliches Wimmern zu hören war, das nun ganz deutlich in Weinen überging, lief sie die Stufen in den Garten hinunter.

Das Weinen ertönte von der Statue her, hinter der ein Rhododendron stand. Es kam Jane nicht einen Moment in den Sinn, dass sie sich vielleicht in Gefahr begab. Während ihrer Kindheit in Indien hatte sie gelernt, sich auf ihre Sinne zu verlassen, ihrem Instinkt zu vertrauen, und der sagte ihr, dass ein Menschenwesen in Not war.

»Hallo! Ist da wer? Hallo!«, rief sie und ging langsam auf den Busch zu. Es gehörte zu ihren besonderen Fähigkeiten, nachts wie eine Katze sehen zu können. Ihr erstes englisches Kindermädchen

hier in Wiltshire hatte sie deswegen eine Halbwilde, widernatürlich und eine teuflische Heidin genannt. Onkel Henry hatte das Kindermädchen zwar bald entlassen, doch Jane hatte daraus gelernt, dass es sicherer war, sich anzupassen und nicht aufzufallen.

Ohne weiter zu überlegen, machte sie leise beruhigende Geräusche mit der Zunge, wie bei einem scheuenden Pferd oder einem verängstigten Hund. »Ist ja gut. Niemand will dir Böses.«

Das Weinen klang kindlich, und als Jane vorsichtig um den Rhododendron herumschaute, entdeckte sie dort ein winziges Häuflein Mensch.

2

DAS FREMDE MÄDCHEN IM PARK

Was dort im Schnee unter dem Busch lag, hätte man auch für einen Haufen stinkender Lumpen halten können. Jane drückte sich ein Tuch vor den Mund und sah genauer hin. Im Schein des vollen Mondes enthüllte sich ihr ein Bild des Elends. Ein bis auf die Knochen abgemagertes Mädchen hatte sich in seinen zerrissenen Lumpen dort zusammengekauert. Mit ihrem Fächer berührte Jane sacht die Schulter des armen Geschöpfes, das daraufhin den Kopf bewegte und sie aus großen fiebrigen Augen ängstlich ansah.

»Ach, du liebe Güte! Was machen wir mit dir?« Jane erhob sich und zuckte überrascht zusammen, als sie Captain Wescott mit großen Schritten auf sich zukommen sah.

»Mylady, was tun Sie allein hier draußen?« Eine dunkle Haarsträhne fiel ihm ins Gesicht, während er sie mit finsterner Miene musterte.

»Ich bin hier zu Hause und Sie sind mir nicht vorgestellt worden, aber da Sie schon einmal hier sind, könnten Sie mir behilflich sein.« Energisch deutete sie auf das Mädchen, das mehr tot als lebendig wirkte. Nur der leise röchelnde Atem verriet, dass noch Leben in dem Körper war.

Ohne zu zögern, ging Wescott in die Knie, legte kurz seine Hand auf die Stirn des Kindes und hob es mühelos auf seine Arme. Dabei fiel ein Buch aus dem Umhang des Mädchens.

Jane bückte sich und hob es auf.

»Wo können wir sie hinbringen?«, fragte Wescott. »Vielleicht nicht in den Dienstbotentrakt, wo sie alle anstecken könnte. Sie hat hohes Fieber. Gibt es eine separate Kammer?«

»Ja, bitte, folgen Sie mir.« Jane raffte ihre Röcke und ging zurück zum Wintergarten. Erst jetzt spürte sie ihre kalten Füße, doch dafür war später Zeit. Der gläserne Wintergarten verfügte über einen Anbau, in dem die Gärtner Pflanzen zogen und bei Bedarf nächtigten. Rosewood Hall war für seinen Park und seine Gärten mit exotischen Pflanzen und außergewöhnlichen Rosen bekannt.

Jane zwängte sich mit ihren ausladenden Röcken durch ein Spalier aus Limonen- und Orangenbäumen und öffnete die schmale Tür zum Gewächshaus oder der Pflagestation, wie ihr Onkel gern sagte. Eine angenehme Wärme schlug ihnen entgegen. »Bitte, hier hinein. Onkel Henry liebt Pflanzen und lässt sie regelrecht aufpäppeln.«

Auf hölzernen Regalen fanden sich verschiedene Orchideen und andere nicht winterfeste Pflanzen, und in einer Ecke des langen Raumes, an dessen Ende sich die Gärtnerkammer befand, stand ein Ofen.

»Den Pflanzen Ihres Onkels geht es besser als manchen Menschen«, bemerkte Captain Wescott.

Jane wartete vor dem Durchgang zur Kammer, in der eine schmale Pritsche an einer Wand stand. Ein Tisch mit einem Wasserkrug, eine Waschschüssel und ein Stuhl vervollständigten die karge Ausstattung. Auf der Pritsche lagen eine dünne Matratze und eine Wolldecke, die Jane zur Seite nahm. Captain Wescott legte das Mädchen vorsichtig auf die Pritsche und deckte es mit der Wolldecke zu.

Nachdem Jane das Buch auf den Tisch gelegt hatte, goss sie Wasser in die Schüssel und tauchte einen Lappen, den sie auf dem Stuhl fand, hinein. Als sie sich jedoch zu der Kranken beugen wollte, nahm Wescott ihr den feuchten Lappen aus den Händen. »Lassen Sie mich das tun. Im Krieg lernt man solche Dinge.«

Wie selbstverständlich säuberte er dem Mädchen das Gesicht und wischte ihm über die dünnen Arme und Hände. Lange blonde Haare fielen aus der Kapuze des Umhangs. Fasziniert sah Jane dem Captain zu und konnte gleichzeitig den Blick nicht von dem ausgemergelten Mädchengesicht abwenden. Unter den geschlossenen Lidern bewegten sich die Augäpfel, und plötzlich riss das Mädchen die Augen auf und starrte sie an. Als sie Wescott sah, begann sie zu zittern und stieß ihn weg. Ihre zerrissenen Lippen brachten jedoch nur unverständliche Laute hervor.

»Sie hat Angst.« Jane setzte sich auf den Stuhl neben dem Bett und nahm die Hand des Mädchens. »Ist ja gut. Alles wird gut. Hier tut dir niemand etwas.«

Die kleine Hand war heiß und kalt zugleich, und die Wangen des Mädchens glühten jetzt fiebrig rot. Tiefe dunkle Schatten zogen sich um blaue Augen, und bei jedem Atemzug rasselte es laut in den Lungen der Kleinen. Jane konnte förmlich spüren, wie das Leben mit jedem quälenden Atemzug aus dem ausgemergelten Körper wich.

»Wird man Sie nicht vermissen? Wir sollten nach Hilfe schicken«, schlug Wescott vor.

»Sie stirbt. Sehen Sie das nicht? Ich lasse sie nicht allein.« Voller Mitgefühl für das arme Geschöpf, das eine Laune des Schicksals in ihren Garten geführt hatte, streichelte Jane die kleine Hand.

»Der Tod ist mir nicht fremd. Ich bin ihm viel zu oft begegnet. Aber Ihnen ...« Wescott hielt inne, denn aus dem Wintergarten waren Stimmen zu hören. »Ich kümmere mich darum.«

Eine andere Frau ihrer Position hätte sich mit Sicherheit angemessen verhalten, dachte Jane, presste die Lippen zusammen und korrigierte ihren Gedanken. Sie verhielt sich angemessen! Oder war es nicht ihre gute Christenpflicht, sich um diese arme Seele zu kümmern? Niemand sollte allein sterben müssen.

Seufzend nahm sie das feuchte Tuch und legte es dem Mädchen auf die Stirn. Die Atmung war etwas gleichmäßiger geworden, und die blauen Augen sahen Jane an.

»Mary, meine Mary.« Tränen flossen dem Mädchen aus den Augen. »Sie werden sie holen und ... Sie dürfen Mary nicht wehtun! Bitte!« Die kleine Hand umklammerte Janes. »Finden Sie Mary! Meine einzige Freundin in ... Sie müssen Mary finden, bevor die Männer wiederkommen.«

Die Sprachmelodie und das rollende R erinnerten Jane an den kornischen Akzent ihrer Zofe Hettie. Ein heftiger Hustenanfall schüttelte das fremde Mädchen, und als Jane ihm das Tuch vor den Mund hielt, sah sie den blutigen Auswurf.

»Welche Männer? Wie heißt du? Du musst mir helfen, damit ich Mary finden kann! Wo ist sie?«

Die großen Augen hefteten sich zwar auf Jane, doch waren sie von einem durchscheinenden Blau und schienen bereits zu sehen, was ihr verborgen blieb. »Das Buch ... unser Buch ... ich habe ihr immer vorgelesen, wenn die anderen schliefen.«

Das Mädchen streckte eine Hand aus und flüsterte mit weit aufgerissenen Augen: »Jetzt kommt der Teufel und holt sich unsere Seelen.«

Verzweifelt nach Luft ringend, bäumte sich der ausgemergelte Körper auf und sackte mit einem schauerlich langen Seufzer in sich zusammen.

»Gott gebe deiner armen Seele Frieden!« Jane bekreuzigte sich und stand auf.

»Sie ist tot, nicht wahr?«, fragte Wescott leise hinter ihr.

Nachdem sie tief Luft geholt hatte, drehte Jane sich um. »Ja, ich meine ...«

Sie ließ ihn vorbeitreten und sah, wie er den Hals der Fremden betastete und genauer anschaute und ihr dann die Augen schloss. Rasch zog er den Umhang wieder über den Hals, doch Jane hatte die dunklen Male rings um den Kehlkopf gesehen. Nachdenklich betrachtete Wescott die Tote, beugte sich erneut vor und hob den Körper leicht an, um sich den Rücken unter den löchrigen Lumpen anzusehen. »Hat sie noch etwas gesagt?«

Keiner von beiden schien sich um die gesellschaftlichen Konventionen zu scheren, und Jane kam sich in der Gegenwart

des Captains seltsamerweise geborgen vor. Sie hätte es nicht anders beschreiben können. Normalerweise langweilte sie sich in Gegenwart von Männern, die sich um sie bemühten, oder sie fühlte sich unwohl oder schlicht abgestoßen. Nicht jedoch bei Wescott. Der Mann strahlte eine unerschütterliche Ruhe und Selbstsicherheit aus, fern jeder Affektiertheit oder Arroganz, obwohl seine Miene verschlossen blieb und kein Gefühl preisgab. Nicht ganz, dachte Jane. Seine Augen waren voller Mitleid für das Mädchen gewesen, und als er sie jetzt ansah, meinte sie, so etwas wie Anerkennung darin zu lesen.

Weil es ihr wichtig schien, wiederholte Jane Wort für Wort, was das Mädchen gesagt hatte. »Das Buch!«

Sie nahm das Buch vom Tisch. Der schmale lederne Einband war abgegriffen, die Seiten verfärbt und vom vielen Lesen zerfleddert. »*Der Vampyr – von John Polidori*« stand in verblassten goldenen Lettern auf dem Deckel. Sie schlug es auf und fand die Buchstaben P und M auf der ersten Seite. Darunter hatte jemand in kindlicher Manier eine Rose gezeichnet. »Das M könnte für Mary stehen und das P für ihren Namen. Was meinen Sie?«, fragte Jane.

»Möglich.« Wescott sah sie ernst an. Er stand nur einen Schritt entfernt von ihr und überragte sie um einen Kopf. Seine muskulöse Gestalt wurde von der dunkelblauen Ausgehuniform betont. Sie konnte die Muskeln an seinem Kiefer zucken sehen. »Sie wurde misshandelt.«

»Oh, nein!« Als ob es nicht schlimm genug wäre, dass dieses Mädchen im Winter allein durch das Land geirrt war.

»Man hat sie gewürgt, und ihr Rücken ist mit Wunden übersät, die von Peitschenhieben herrühren könnten. Es ist ein Wunder, dass sie überlebt hat, und das bei dieser Kälte.« Wescott deutete auf die Handgelenke des Mädchens, an denen ebenfalls dunkle Verfärbungen und aufgeschauerte Haut zu sehen waren. »Gefesselt war sie auch. Mein Gott, was ...«

»Captain?«, kam es verhalten von der Tür. Ein Mann in braunem Anzug stand dort. Sein Blick hatte etwas beunruhigend

Intensives, und der Olivton seines eher unscheinbaren Gesichts zeugte von einem Leben unter südlicher Sonne.

»Was gibt es, Blount?«

»Jemand fragt nach der Lady«, erwiderte der Mann, welcher der Valet des Captains zu sein schien. Vielleicht ein früherer Adjutant, dachte Jane, der die freundschaftliche Vertrautheit der beiden Männer auffiel.

»Wer fragt nach mir?«, wollte sie wissen.

»Ein Mr Devereaux. Ihm war wohl ein Tanz versprochen worden.« Blount grinste verhalten.

»Bitte entschuldigen Sie mich bei dem Herren. Ich habe mich zurückgezogen, weil mir nicht wohl ist.«

»Sehr wohl, Mylady«, sagte Blount und verschwand so leise, wie er gekommen war.

»Captain?« Sie sah Wescott fragend an.

»Verzeihung. Captain David Wescott. Ihr Onkel war so freundlich, mich einzuladen, Lady Jane.« Er schenkte ihr ein Lächeln, das ihren Herzschlag kurz beschleunigte, doch genauso schnell verfinsterte sich seine Miene wieder. »Es wäre angebracht, die Behörde zu benachrichtigen.«

»Das wäre es, aber ich möchte nicht, dass mein Onkel mit dieser Sache konfrontiert wird. Nicht heute Abend! Er ist schwer krank. Jede Aufregung könnte seinem Herzen schaden. Bitte, Captain Wescott! Sie wissen, wie die Gesellschaft ist. Sie stürzen sich wie die Hyänen auf jeden Skandal und würden sich mit Freude die Mäuler über eine unbekannte Tote im Park von Rosewood Hall zerreißen! Es würde meinen Onkel umbringen!«

Unwillkürlich ergriff Jane Wescotts Hand, ließ sie aber sofort wieder los, als hätte sie sich verbrannt. »Verzeihung! Sie müssen mich für eine unmögliche Person ohne ...« Tränen stiegen ihr in die Augen.

Wescott zog ein Taschentuch aus seiner Jacke und reichte es Jane. »Bitte. Ganz und gar nicht. Ich halte Sie für eine außergewöhnlich mutige junge Frau. Und die Gesellschaft?« Er lachte

bitter. »Auf die gebe ich keinen Penny! Aber ich schätze Ihren Onkel sehr, genau wie Sie.«

»Er ist meine Familie«, flüsterte Jane und wischte sich die Augen.

Nachdenklich sah Wescott sie an.

»Sie bekommt ein anständiges Begräbnis, und ich werde herausfinden, wer diese Mary ist. Sie scheint in Gefahr!«, entschied Jane und zerknüllte das Taschentuch in ihren Händen.

»Ich will Ihnen die Illusionen nicht rauben, aber das wird kaum möglich sein. Wir wissen nichts über diese arme Seele!« Wescott wandte sich der Pritsche zu und legte seine Hand leicht auf Janes Rücken. »Wir sollten hinausgehen.«

Die Wärme seiner Berührung kam so überraschend, dass Jane schneller als beabsichtigt in das Gewächshaus trat und beinahe über eine Kiste mit Erde gestolpert wäre.

»Um einen Skandal zu vermeiden, müssen wir eine plausible Erklärung für ihre Anwesenheit hier finden«, überlegte sie laut.

In Gedanken versunken ging Jane auf die gläserne Zwischentür zu, die in den Wintergarten führte, und bemerkte gerade noch, dass dort Gäste flanierten. Rasch trat sie zur Seite. »Die sind wirklich überall.«

»Ein Ball ist immer ein gesellschaftliches Ereignis, und was gibt es Schöneres, als in den Häusern anderer Leute herumzuschneffeln«, meinte Wescott mit einem diabolischen Lächeln.

»Also, mir ...« Dann erst sah sie ihn an und seufzte verstehend. »Meine Zofe Hettie ist absolut vertrauenswürdig. Wir sagen, dass dieses Mädchen dort eine entfernte Verwandte von ihr ist, die sich auf dem Weg hierher verirrt hat und unglücklicherweise hier verstarb.« Jane dachte an die Rose in dem Buch, das sie noch in einer Hand hielt. »Rosie. Das Mädchen hieß Rosie.«

»Gut. Ich werde Blount anweisen, bis morgen niemanden in den Raum zu lassen, und dann sehen wir weiter.«

Mit der Erleichterung, eine womöglich tödliche Aufregung von ihrem Onkel abgewendet zu haben, kam die Erschöpfung, und Jane fror plötzlich so stark, dass ihre Zähne klapperten.

»Meine Schuhe ... ich glaube, ich werde mich jetzt empfehlen, Captain.«

Wescott nahm ungefragt ihren Arm und begleitete sie zur Tür. »Es war mir eine Ehre, Lady Jane.«

Beinahe traumwandlerisch verließ Jane den Wintergarten, ignorierte die neugierigen Blicke der Gäste und überhörte Fragen, die ihr von allen Seiten gestellt wurden. In der Eingangshalle fand sie ihren Onkel in ein Gespräch mit mehreren Gentlemen vertieft, von denen einer Mr Devereaux war. Lord Henry unterbrach sofort das Gespräch und trat auf sie zu.

Sein maßgeschneiderter schwarzer Anzug saß tadellos, und seine Haltung ließ keinen Schluss auf seinen Gesundheitszustand zu. Doch Jane sah die tiefen Linien, die sich in den vergangenen Wochen um Nase und Mund gegraben hatten, und die bläulichen Schatten unter den Augen, und sie merkte ihrem Onkel an, dass ihn dieser Abend mehr Kraft kostete, als er erübrigen konnte.

»Dir ist nicht wohl, Jane, Liebes?«, fragte Lord Henry seine Nichte.

Mr Devereaux fügte unnötigerweise hinzu: »Wir waren in Sorge, Mylady.«

Charles Devereaux war durchaus ein ansehnlicher Mann, hoch gewachsen, schlank, mit modisch getrimmtem, hellbraunem Haar und grauen Augen, deren stechender Ausdruck Jane jedoch missfiel. Überhaupt konnte sie sich einer natürlichen Abneigung gegenüber dem allzu selbstbewusst auftretenden Gentleman, der sein Vermögen in den Kolonien erworben hatte, nicht erwehren. Möglicherweise tat sie ihm unrecht, denn die Gesellschaft war hart und neureichen Aufsteigern gegenüber unerbittlich. Dass sich jemand wie Devereaux deshalb einen dicken Panzer zulegte, war nicht verwunderlich. Aber Jane war sich ziemlich sicher, dass Devereaux sich nur um sie bemühte, weil sie einen Titel besaß.

»Ich habe mich nur ein wenig verkühlt, als ich mit Lady Alison frische Luft schnappen war. Meine Schuhe ...« Sie hob zum Beweis den Rocksäum an, sodass eine nasse Schuhspitze

zum Vorschein kam. »Es lag mehr Schnee auf der Terrasse, als ich vermutet hatte.«

Sie legte die Hand auf den Arm ihres Onkels und sagte so leise, dass nur er sie hören konnte: »Ich ziehe mir trockene Schuhe an und bin gleich zurück, aber geht es dir auch gut, Onkel?«

Er tätschelte ihre Hand und nickte. »Mach dir keine Sorgen. Ich wollte dir jemanden vorstellen. Wo ist er denn?« Lord Henry hob den Blick und schüttelte den Kopf. »Ein fabelhafter junger Mann. Etwas eigenwillig, aber gerade das dürfte dir gefallen ...« Er zwinkerte seiner Nichte zu. »Nun, wenn du zurück bist, werde ich ihn schon aufgetrieben haben.«

Jane ahnte, wen ihr Onkel meinte, und verkniff sich ein Lächeln.

»Vergessen Sie unseren Tanz nicht, Lady Jane!«, hörte sie Devereaux hinter sich sagen, während sie bereits auf dem Weg zur Treppe war.

3

MARY

Dem durchdringenden Klingeln der Morgenglocke folgte ein allgemeines Murren, Gähnen und das Schlurfen Dutzender kleiner Füße auf blanken Dielen. Mary reihte sich in die Schlange der Mädchen zur Badestube ein. Heute war sie etwas schneller als gestern, was bedeutete, dass nur etwa zwanzig Mädchen sich vor ihr im Zuber gewaschen hatten. Wenn man allzu verschlafen war, konnte es passieren, dass man als Letzte in eine stinkende Brühe steigen musste, in der jede Menge Haare, Rotz und Ungeziefer schwammen. Und weil Schwester Susan darauf bestand, dass man bis zum Hals untertauchte, sollte man sich sputen.

Mary kratzte sich den Kopf und die Arme. Läuse und Bettwanzen fühlten sich im Schlafsaal des Waisenhauses wohl und waren damit die Einzigen, die dem tristen, feuchtkalten Gemäuer etwas abgewinnen konnten.

Der Schlag einer Weidenrute traf sie hart am Oberarm. »Hör auf, dich zu kratzen, Mary! Wenn du einmal eine respektable Stellung in einem guten Haushalt haben möchtest, musst du lernen, dich zu beherrschen«, schalt Schwester Susan.

Eine gelernte Krankenschwester war die Frau nicht, aber sie kannte sich mit grundlegenden medizinischen Dingen aus. Master Ned stellte nie qualifiziertes Personal ein, denn das wäre viel zu teuer gewesen. Die Schwester war grobknochig und hatte lange auf der Farm ihrer Eltern gearbeitet, bevor sie die Anstellung im

Waisenhaus angenommen hatte. Ihre harten Hände konnten brutal zupacken, und so manches Kind hatte am Abend blaue Flecken. Dann wusste man, dass man etwas falsch gemacht oder Schwester Susan gereizt hatte. Leider hatte die Schwester eine sehr geringe Reizschwelle und war für ihre Ohrfeigen berüchtigt.

»Ja, Schwester Susan«, sagte Mary leise und mit gesenktem Blick.

Susan hasste es, wenn man sie länger anstarrte, was an ihrer höckerigen Nase und dem gelben Gebiss lag, die ihr das Aussehen einer alten Mähre verliehen. Sie wusste, dass die Kinder sie hinter ihrem Rücken »das alte Kamel« nannten, und wenn sie jemanden dabei erwischte, hatte der Betreffende nichts zu lachen.

Um sechs Uhr dreißig trat Mary gewaschen und mit knurrendem Magen in den Speisesaal, der noch kälter als der Schlafsaal war. Keines der Waisenkinder besaß mehr als zwei Kleidungsstücke, und diese waren gleichermaßen abgetragen. Die Wäsche wurde einmal in der Woche gewaschen, und der unangenehm muffige Geruch von dreckigen Kleidern war ein ständiger Begleiter. Genau wie der ranzige Gestank fettiger, vor Dreck stehender Haare, denn Seife gab es nur vor offiziellen Besuchstagen. Manchmal kamen Vertreter der Poor Law Union vorbei, die das Heim und das angeschlossene Armenhaus überprüften, doch diese Besuche wurden angekündigt, und so gab es nie etwas zu beanstanden.

Der Speisesaal wurde von gedämpftem Gemurmel erfüllt. Die hungrigen Kinder standen geordnet vor der Essensausgabe und gingen mit ihren Schüsseln und einem Becher zu einer der langen Tafeln. Mary hockte sich neben einem Mädchen mit feuerroten Haaren auf die Bank. Fiona war ein Straßenkind gewesen, bevor man sie vor sechs Monaten ins Waisenhaus gebracht hatte. Sie kannte weder ihren Geburtsort noch ihr Alter. Ihr Gesicht war vom Leben auf der Straße geprägt, ihr Körper sehnig und muskulös, ohne jegliche frauliche Rundung. Da sie nicht größer als Mary war, behauptete sie steif und fest, keinen Tag älter als zehn Jahre zu sein.

Seit Polly fort war, fühlte Mary sich einsam und hatte sich der erfahrenen Fiona angeschlossen, die sich vor den Übergriffen seitens Mr Cooper und der Nachtwache besser zu schützen wusste als die anderen Mädchen.

»Guten Morgen, Fiona«, sagte Mary leise, denn während des Essens durften sie nicht sprechen. Sie schob ihren Becher mit einer weißlichen Wassermilchmischung auf den Tisch und stellte die Schüssel mit der Grütze daneben. Das harte Stück Brot hatte sie in ihre Rocktasche gesteckt, um es für den Vormittag aufzuheben, wenn der Hunger mit beißenden Klauen in ihrem Magen wühlte.

»Na, kleine Mary, hast du schon den Master gesehen? Der hat ganz üble Laune heute. Das gibt was«, flüsterte Fiona und schielte zum Ende des Saales, wo Master Ledford und die Mistress mit Miss Fannigan und Mr Gaunt standen und sich besprachen.

Mary schlürfte die Grütze und schluckte die harten Graupen unzerkaut hinunter. »Mr Gaunt ist so nett. Hoffentlich werfen sie ihn nicht hinaus!«

»Nett passt dem Master nicht. Nett heißt Zeitverschwendung und kostet Geld.« Fiona hob ihren Becher, um ihn an den Mund zu führen, doch ein Rutenhieb schlug ihn ihr brutal aus der Hand.

»Steh auf!«

Die Mädchen gegenüber aßen mit gesenkten Köpfen weiter und wagten nicht, den Blick zu heben. Wenn Mr Cooper, die rechte Hand des Masters, mit der Rute zuschlug, wollte niemand unnötig auffallen. Fiona erhob sich am Tisch und blieb mit vor dem Körper gefalteten Händen stehen.

»Wer beim Essen redet, hat keinen Hunger. Dein Mittagessen wird gestrichen. Wie ist dein Name?«

»Fiona.«

»Du kannst gleich rübergehen in die Werkhalle. Heute wirst du Taue ziehen«, befahl Cooper. Der Kerl hatte die Statur eines ehemaligen Boxers. Eine tiefe Narbe prangte auf seiner Stirn, seine eng stehenden Augen lagen tief unter der kantigen Stirn

und seine derben Gesichtszüge zeugten von einem Leben voller Gewalt.

Das Auseinanderdrehen von alten Taustücken gehörte zu den Standardarbeiten eines Armenhauses und war vor allem bei den Frauen unbeliebt. Die vom Salzwasser verhärteten Taue schnitten beim Auseinanderdrehen und -ziehen tief in die Haut. Nach wenigen Stunden waren die Handflächen blutig und zerschunden. Das neu gewonnene Hanfzeug wurde an Werften verkauft, die es mit Teer vermischten und zum Ausstopfen von löchrigen Schiffsrümpfen verwendeten.

Bevor Fiona über die Bank stieg, schob Mary ihr heimlich das Brotstück in die Rocktasche. Ein Arbeitstag war lang, und das karge Abendessen gab es erst um sechs Uhr. Mit erhobenem Kopf ging Fiona um den Kopf der Tafel, warf Mary einen dankbaren Blick zu und verließ den Saal. Das Schlimme war, man konnte nie wissen, ob Cooper in der Nähe war. Der Kerl schlich sich so lautlos an, dass es erschreckend war. Mary beobachtete, wie Miss Fannigan den Kopf schüttelte und Mr Gaunt ansah, doch der hob nur die Schultern. Rasch schlang sie den Rest der schleimigen Grütze hinunter und spülte mit dem milchigen Wasser nach.

Endlich war das Frühstück vorbei, die Glocke klingelte und alle erhoben sich. Master Ledford stellte sich auf das Podest am Ende des Saales und sprach das Tagesgebet.

»Amen«, sagte er, und seine Frau schwenkte erneut die Glocke.

Nun verließen sie hintereinander den Saal. An den beiden Tafeln auf der anderen Seite aßen die Jungen. Marys Bruder Tim war darunter, und jeden Morgen versuchte sie, es so einzurichten, dass sie gemeinsam aus dem Saal gingen. Das gab ihnen die Möglichkeit, miteinander zu sprechen. Sie machte sich Sorgen um Tim. Er war zwei Jahre älter als sie und hatte sich vor allem in den letzten Monaten sehr verändert. Aber er hatte öfter Kontakt mit den Leuten aus dem Armenhaus. Neben den ständigen Insassen, den hoffnungslosen Fällen, für die es keine andere Zukunft mehr gab als das erbärmliche Dahinsiechen im

Armenhaus, kamen oft Vagabunden oder Frauen mit Kleinkindern von der Straße, die nur eine Nacht blieben. Letztere waren Nachrichtenquellen, denn sie stammten aus allen Landesteilen und brachten Neuigkeiten aus dem Leben vor den Toren der in sich geschlossenen Welt des Heimes mit.

Als Tim neben sie trat, berührten sich ihre Hände, und sie sah ihn von der Seite an. Seine Haut war blass, um die Augen lagen dunkle Schatten, und an seiner Schläfe pochte deutlich sichtbar eine Ader. »Timmy, hast du von Polly gehört?«

»Nein. Vielleicht hat sie uns längst vergessen, lebt in einem schönen Haus und lässt es sich gut gehen.« Die Lippen ihres Bruders wurden schmal.

»Sie hätte mich nie vergessen! Timmy, sie wollte schreiben, das hatte sie versprochen. Da stimmt etwas nicht! Ich habe Angst! Timmy!«

»Hör auf, Mary! Streng dich lieber an, dass du besser im Lesen und Schreiben wirst, dann findest du auch eine Arbeit in einem feinen Haus. Oder willst du in einer Fabrik verrecken?«

»Nein«, flüsterte sie kaum hörbar. Fabriken schossen überall wie Pilze aus dem Boden, vor allem die Textilfabriken. Jeder wusste, wie schlecht die Arbeitsbedingungen waren, aber für viele war es der einzige Ausweg, die letzte Stufe vor dem Armenhaus.

Polly war hübsch und intelligent. Sie hatte schneller als die anderen lesen und schreiben gelernt und Mary stets ermuntert, es ihr gleichzutun. Doch Mary war langsam und merkte sich Dinge nicht so leicht. Aber wenn sie einmal etwas gelernt hatte, dann vergaß sie es auch nicht wieder. Ohne Polly war es noch schwerer, denn sie hatte ständig Angst. Sie fürchtete sich vor Mr Cooper, dem Master, und vor Schwester Susan. Wenn man es sich mit ihr verdarb, konnte es passieren, dass sie einen auf die Liste setzte. Wer auf der Liste war, verschwand über kurz oder lang.

»Aber Polly war doch nicht auf der Liste, Timmy. Sie hat doch eine Stellung. Warum schreibt sie nicht?«

Sie standen jetzt im Hof, von dem aus Jungen und Mädchen in die jeweiligen Klassenzimmer der umliegenden Baracken

gingen. Für einige Minuten durften die Kinder umhertollen, bevor zum Unterricht geläutet wurde. Einer der älteren Jungen, ein ehemaliger Straßenjunge aus London, kam zu ihnen.

»Ey, Tim, wir warten.« Der große Junge, in dessen Gesichtszügen nichts Kindliches mehr zu entdecken war, machte eine leichte Kopfbewegung zu einem Pfeiler, an dem sich drei weitere Halbstarke herumdrückten.

»Ich komme, Amos. Muss noch mit meiner Schwester sprechen.«

Amos trollte sich mit einem verächtlichen Grinsen und ging mit seinem provozierend wiegenden Gang davon. Es verging keine Woche, in der er nicht mit Mr Cooper aneinandergeriet und verprügelt oder eingesperrt wurde. Doch sein Wille schien stählern und ihn zu brechen unmöglich.

Tim nahm sie bei den Schultern und sah sie eindringlich an. »Mary, ich kann hier nicht bleiben, Amos auch nicht. Wir sind auf der Liste!« Er flüsterte die letzten Worte.

Mary erstickte ihren Schreckensschrei mit einer Hand. »Woher weißt du das?«

»Mr Gaunt hat es uns gesagt. Ich schätze, er hat sowieso Ärger und weiß, dass sie ihn feuern. Deshalb hat er es uns gesagt. Verstehst du?«

Nicht ganz, dachte Mary, nickte aber eifrig, denn sie wollte nicht dumm erscheinen. Tim sah sich kurz um, griff in seine Hosentasche und holte eine kleine Holzfigur heraus, die er ihr in die Hand drückte. »Ist eine Katze. Die magst du doch so gern. Soll dich an mich erinnern. Wir hauen heute Nacht ab, Mary.«

»Nimm mich mit, Timmy!«, flehte sie und presste ihre Finger um die Holzkatze.

Ihr Bruder drückte sie kurz an sich, ließ sie aber sofort wieder los, um kein Aufsehen zu erregen, und fuhr sich verlegen mit der Hand über die Augen. »Das wäre kein Leben für dich, Mary. Du bist nicht für die Straße gemacht. Ich könnte das nicht ertragen. Bleib hier und lern fleißig, hörst du? Versprich mir das. Ich will stolz auf dich sein. Und irgendwann finde ich dich! Ich finde

dich, Mary!« Er presste ihr einen Kuss auf die Stirn, drehte sich abrupt um und schlenderte zu den anderen Jungen, als wäre nichts geschehen.

Mary stand da und sah ihrem Bruder nach, der sich nicht umwandte.